

Ein heiliger Moment

Seelsorge in einem Klinikum der Maximalversorgung

Von Sandra Blaß

Bayreuth. Es ist ein kühler Novembertag. In der großen Klink am Stadtrand herrscht Hochbetrieb. Zahllose Menschen eilen durch die Eingangshalle zu ihren kranken Angehörigen auf den Stationen. Patienten werden in ihren Betten über die weiten Gänge zum Operationssaal geschoben, von weitem hört man das Klingeln der Aufzüge. Rund 1000 Betten zählt das Klinikum in Bayreuth und ist damit das größte Krankenhaus Oberfrankens. Hoch differenzierte medizinische Einrichtungen, dazu ein breites Untersuchungsspektrum: Der Betrieb muss laufen in einer Klinik der Maximalversorgung. Das Seelsorgebüro um die Ecke dagegen scheint diesem geschäftigen Treiben entrückt zu sein. Still ist es hier, beinahe unheimlich still. Eine heilsame Atmosphäre für die Patienten, jenseits aller Maschinerie der Klinik. Der evangelische Krankenhauspfarrer Johannes Steiner sitzt an seinem Schreibtisch und legt gerade den Telefonhörer auf die Gabel. Nachdenklich und fast ein wenig angespannt wirkt er. Das lange Gespräch mit der Patientin klingt noch in ihm nach. In der Nacht zuvor hat sie nun schon zum dritten Mal ein ungeborenes Kind verloren. Bald wird sie noch einmal in die Klink kommen, um sich mit ihrer Trauer dem Pfarrer anzuvertrauen und gemeinsam mit ihm nach Hilfestellungen zu suchen. „Seelsorge heißt für mich, dem anderen zuzuhören, ihm eine Beziehung anzubieten, so, wie Gott uns immer wieder Beziehung anbietet“, sagt der Pfarrer. Er erhebt sich, geht zu der gemütlichen Sitzecke und erzählt von seiner Arbeit. Durch die großen Fenster fallen ein paar Sonnenstrahlen ins Zimmer und tauchen den Raum in ein warmes Licht. Gespräche wie diese habe er oft, berichtet Johannes Steiner. Denn krank sein bringt Unsicherheit und Angst mit sich. Angst vor der Diagnose der Ärzte, vor dem Ausgeliefertsein an die Technik der Medizin oder gar vor dem Tod. Angst aber auch davor, von den anderen nicht gesehen zu werden. Gerade da kann die Seelsorge Möglichkeiten zu einer heilsamen Beziehung bieten. „Ich möchte den Patienten zeigen, dass da einer ist, der sie ernst nimmt, und möchte ihnen Mut machen, ihre Sorgen und ihre Trauer auszusprechen“, erzählt Steiner weiter, während von draußen der laute Motor des Hubschraubers an seine Ohren dringt. Sein Blick ist ernst, als er auf die Situation in der Notaufnahme zu sprechen kommt, die sich schon bald zu einem Schwerpunktbereich des Klinikseelsorgers entwickeln kann: „Das Personal muss sich einfach auf den medizinischen und pflegerischen Aspekt konzentrieren. Da ist es gut, wenn ich mich als Seelsorger um die Angehörigen schwer verletzter Patienten kümmern kann.“ Er greift noch einmal zum Wasserglas. In Gedanken ist er schon bei dem, was vor ihm liegt: Besuche auf der Intensiv- und Palliativstation stehen an. Eine wertvolle Aufgabe, die zu den Schwerpunkten seiner Arbeit zählt. Die Atmosphäre auf diesen Stationen ist bedrückend, aber hier und da blitzt an den Krankenbetten ein Lächeln, ein kurzer Hoffnungsschimmer auf. „Mir ist es wichtig, auch mit Komapatienten in Kontakt zu kommen, ihnen eine Beziehung anzubieten, die jenseits der Worte geschieht“, sagt Johannes Steiner, als er aus einem Krankenzimmer tritt und sich auf den Weg zur Palliativstation macht. Sie ist eine wichtige Einrichtung in diesem Klinikum der Maximalversorgung, wo schwerstkranke und sterbenskranke Menschen betreut werden und durch gezielte Medikation Linderung von ihren starken Schmerzen erfahren. Spiritualität und Glaube sind hier keine Tabuthemen, sondern werden von den Patienten sehr ernst genommen. „Als Seelsorger haben wir da ein großes Pfund einzubringen“, weiß Johannes Steiner, „ein Pfund auf Hoffnung und Trost, ja auf Seelsorge. Das ist eine große Herausforderung.“ Die seelsorgerliche Begleitung von Menschen am Ende ihres Lebens liegt dem Pfarrer sehr am Herzen. Er will ihnen Zuwendung geben und sie vor allem auch mit ihren Fragen nach dem Sinn des Lebens nicht alleine lassen. „Es ist ein schwerer, aber auch ein heiliger Moment, wenn ich einem

sterbenden Patienten die Hand halten kann“, sagt Steiner und aus seinen Augen spricht tiefe Erfüllung. Zurück im Seelsorgebüro bleibt ihm nur eine kurze Pause, um die oft schweren Gespräche auf der Palliativstation zu verarbeiten. Noch einmal ziehen die Begegnungen mit den schwerkranken Menschen an ihm vorüber. Dann muss er auch schon den Berufsethik-Unterricht für die Krankenpflegeschule vorbereiten und einen letzten kurzen Blick auf seine Notizen für die ökumenische Dienstbesprechung werfen. „Ökumene ist uns hier im Krankenhaus sehr wichtig, nur gemeinsam können wir als Gegenüber der Klinik der Kirche eine Stimme geben“, sagt Steiner und erzählt noch ein wenig von der Kraft der Seelsorge. „Wir wollen für unsere Patienten da sein, ein Stück ihres Weges mitgehen. Da können sie aussprechen, was Ihnen auf der Seele liegt und so auch Entlastung erfahren. Das hat etwas Heilsames und ist der Schatz der Seelsorge.“ Wenn Johannes Steiner das Krankenhaus schließlich verlässt, ist für ihn sein Arbeitstag meist noch nicht zu Ende: Ein Seminar für das Pflegepersonal oder der nächste Gottesdienst will geplant sein, und dann sind da noch die Bereiche der Supervision und Seelsorgeausbildung, in denen sich Steiner engagiert. Gerne gibt er an haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter seine eigenen Erfahrungen weiter. „Es ist einfach wichtig, die Ressourcen der eigenen Person zu kennen. Denn die ist ja gerade das Instrument der Seelsorge“, erklärt der Pfarrer. Auch die Supervision liegt ihm sehr am Herzen, ein spezielles Beratungskonzept, das die Qualität beruflicher Arbeit in den Blick nimmt und neue Sichtweisen für Probleme eröffnen kann. Der Arbeitstag des Krankenhauspfarrers ist lang, auch wenn seine Besuchszeiten auf den Stationen sehr unterschiedlich sind. „Wir haben schon fast einen 24-Stunden-Tag“, sagt Steiner und lächelt. „Denn wir stehen ja auch nach Dienstschluss in Rufbereitschaft.“ Am nächsten Morgen warten erneut die unterschiedlichsten Aufgaben auf den Klinikseelsorger: Besuche bei den Patienten, die Arbeit am Schreibtisch oder mit den Kollegen und oft genug die so wertvollen spontanen Gespräche mit Patienten oder dem Pflegepersonal. Da ist zum Beispiel der fröhlich wirkende Patient, der sich gerade mit einer Krankenschwester unterhält. Seine Augen strahlen, er freut sich auf die bevorstehende Entlassung. Doch nur kurze Zeit später bricht es in seinem Zimmer aus ihm heraus. Er erzählt dem Pfarrer von seiner eigenen Krankheit und der Angst davor, wie es werden wird, so kurz nach dem Schlaganfall seiner Frau. Noch ein wenig unsicher ist der Mann, aber doch erleichtert, als Johannes Steiner das Zimmer verlässt. Und da ist der Pfleger auf der Unfallchirurgie. Angespannt, fast traurig sieht er aus, als er aus einem Patientenzimmer tritt. Bei einem Unfall hat der junge Patient seine Mutter verloren. Der Pfleger möchte für ihn da sein, ihm Mut machen für die Zeit nach dem Aufenthalt in der Klinik. Doch der Zeitdruck, unter dem er steht, und das Gefühl, dem Wunsch nach Zuwendung nicht ganz gerecht werden zu können, belasten ihn. Auf dem Gang trifft er den Klinikseelsorger, ein freundliches, kurzes Gespräch entwickelt sich. Schnell fasst der Pfleger Vertrauen, er beginnt zu erzählen: alles. Es ist, als wolle er ankämpfen gegen Stress, gegen Ungerechtigkeit und Trauer, und neue Energie tanken, mitten im geschäftigen Treiben auf der Station.